



## DER SCHMUTZBERLING.

Ein Flug- und Ergänzungsblatt zum Spiegel.

23.

Mittwoch, 6. Dezember.

1843.

### Der Tod eines großen Chirurgen.

(Aus dem Französischen.)

Dupuytren arbeitete fast unablässig. Sommer und Winter stand er um 5 Uhr auf. Um 7 Uhr ging er in das Hotel-Dieu, das er erst um 11 verließ, um seine Krankenbesuche in der Stadt zu machen und sodann in seiner Wohnung zur Konsultation zu empfangen. Die Zahl der Kranken, welche zu ihm in's Haus kamen, wuchs von Tag zu Tag und obgleich er sie mit einer fast brutalen Schnelligkeit abfertigte, so dauerte die Konsultation doch häufig bis in die Nacht. Eines Abends, als ihn diese ungewöhnlich in Anspruch genommen und er eben etwas auszuruhen gedachte, stellte sich noch ein verspäteter Besucher ein. Dupuytren blifte ihn unwillig an. Es war ein Greis von kleiner Statur, aber angenehmem Aeußern. Sein ruhiges, friedliches Antlitz hatte etwas Einnehmendes; es war eine jener freundlichen Physiognomien, zu denen man sich unwillkürlich hingezogen fühlt. Er machte eine tiefe Verbeugung und erwartete mit einer gewissen Schüchternheit die Anrede des Arztes. — „Was fehlt Ihnen?“ fuhr ihn Dupuytren an. — „Herr Doktor“, erwiderte der Patient, „ich bitte um Erlaubniß, mich zu setzen; meine armen Beine sind schon etwas alt. Ich bin Pfarrer in \*\*\* bei Nemours. Vor zwei Jahren bekam ich eine Geschwulst am Halse. Der Arzt in meinem Dorfe meinte Anfangs, es sei nichts; allein es wurde immer schlimmer und nach

fünf Monaten bildete sich ein Absceß, der von selbst aufging. Ich hütete lange das Bett, ohne daß es besser wurde. Später that ich mir Zwang an und stand auf, weil ich keinen Kaplan habe und in vier Dörfern den Gottesdienst...“ — „Zeigen Sie mir Ihren Hals“, unterbrach Dupuytren. — „Nicht als ob meine Pfarrkinder“, fuhr der Geistliche fort, indem er gehorchte, „sich nicht erboten hätten, jeden Sonntag in einer Kirche zusammen zu kommen, um mir den Dienst zu erleichtern; allein sie haben die ganze Woche viele Plagen und können sich nur am Sonntage ausruhen. Da sagte ich denn zu mir selbst: es ist nicht recht, daß sich so viele um deinetwillen ihre Ruhe versagen. Endlich rieth man mir, ich solle nach Paris kommen, um Sie zu Rathe zu ziehen. Ich besann mich lange, denn das Reisen ist immer theuer und ich habe viele Arme in meiner Gemeinde; aber am Ende mußte ich doch nachgeben und nahm einen Wagen und wie es mit meinem Uebel steht, das sehen Sie selbst.“ — Dupuytren sah lange scharf hin. Das Leiden war so ernster Art, daß er sich wunderte, wie der Kranke noch so viel Kraft hatte. „Herr Pfarrer“, sagte er nach einer Weile im scharfen Tone, „daran muß man sterben.“ — Der Pfarrer legte seinen Verband wieder um, ohne ein Wort zu sagen. — Dupuytren sah ihn noch immer starr an — dann zog er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, legte es auf den Kamin und sprach: „Ich bin nicht reich und meine Armen sind sehr arm,

Herr Doktor. Verzeihen Sie mir, wenn ich für eine Konsultation des Doktors Dupuytren nicht mehr zahlen kann. — Ich fühle mich glücklich, Sie befragt zu haben: denn ich werde wenigstens nicht unvorbereitet sterben. Vielleicht hätten Sie mir diese ernste Nachricht mit etwas mehr Vorsicht mittheilen können; ich bin 65 Jahre alt und in meinem Alter hängt man bisweilen sehr am Leben. Aber ich zürne Ihnen deshalb nicht. Sie haben mich nicht überrascht und ich war auf eine solche Kunde gefaßt. Adieu, Herr Doktor, ich kehre zu meiner Gemeinde zurück. Ich will in ihrer Mitte sterben.“ — Er verließ das Zimmer. Dupuytren stand in Gedanken vertieft. Die Worte des Greises hatten ihn erschüttert. Dieser schwache, leidende Mann mußte einen festen Willen und viel Muth haben. Er eilte ihm nach. Der Pfarrer ging langsam die Treppe hinab. „Herr Pfarrer“, rief er, „wollen Sie heraufkommen.“ — Der Pfarrer kam herauf. — „Es gibt vielleicht ein Mittel, Sie zu retten“, fuhr er fort, „wenn Sie sich operiren lassen wollen.“ — „O mein Gott! Herr Doktor“, rief der Pfarrer, „deshalb bin ich ja nach Paris gekommen. Operiren Sie, so viel Sie wollen.“ — „Aber vielleicht machen wir einen vergeblichen Versuch; jedenfalls wird es lange dauern und sehr schmerzlich sein.“ — „Operiren Sie nur, Herr Doktor. Ich werde es wohl aushalten. Meine armen Pfarrkinder werden so glücklich sein!“ — „Wohlan, begeben Sie sich in das Hotel-dieu, Saal St. Agnes. Es wird Ihnen dort an nichts fehlen und die Schwestern werden Sie treulich pflegen. Heute und morgen ruhen Sie aus und übermorgen.“ — „Gut, Herr Doktor, ich danke Ihnen.“ Dupuytren schrieb einige Worte auf ein Blatt, das er dem Pfarrer gab. Dieser begab sich in das Spital, wo er, offenbar auf Dupuytren's Empfehlung, mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und Rücksicht behandelt wurde. Der gute Mann wußte nicht genug zu danken.

Am dritten Tage waren die 500 oder 600 Zöglinge, welche der Klinik beiwohnten, kaum versammelt, als Dupuytren unerwartet früh eintrat. Die Operation begann. Sie dauerte 25 Minuten und war sehr schmerzlich; ein Theil der Kinnlade war kariös und mußte entfernt werden. Der Pfarrer gab keinen Laut von sich; bloß als Dupuytren zu ihm sagte, „nun ist es vorbei“, war sein Gesicht sehr blaß. Dupuytren verband ihn selbst. „Ich glaube, es wird gut gehen“, sagte er theilnehmend; „haben Sie viel gelitten?“ —

„Ich suchte, an etwas Anderes zu denken“, erwiderte der Operirte. Dupuytren sah ihn lange schweigend an, dann nahm die Klinik ihren Fortgang. — Der Pfarrer war gerettet. Jeden Morgen, wenn Dupuytren kam, ging er gegen seine Gewohnheit an den ersten Betten vorbei, um bei ihm zu beginnen. Als der Patient das Bett verlassen konnte, nahm er ihn auch wohl, zum großen Erstaunen der Studenten, nach der Klinik beim Arm und ging langsamen Schrittes mit ihm auf und ab. Man wußte sich diese Freundlichkeit Dupuytren's, der seine Patienten sonst mit so viel Härte behandelte, auf keine Weise zu erklären.

Mehrere Monate waren seit der Rückreise des Pfarrers nach seinem Dorfe verfloßen, als Dupuytren eines Morgens bei dem Eintritt in den Saal St. Agnes den guten Greis wieder erblickte. Er hatte einen großen Korb am Arme hängen und seine Schuhe waren staubig, als hätte er einen weiten Weg zu Fuß gemacht. Dupuytren ging freundlich auf ihn zu, versicherte sich, daß die Operation keine üblen Folgen gehabt und fragte, was ihn nach Paris führe. — „Herr Doktor“, erwiderte der Pfarrer, „heute ist es ein Jahr, daß Sie mich operirt haben. Ich wollte den 6. Mai nicht vorüber gehen lassen, ohne Sie zu besuchen, und dachte ich bei mir, ich müßte Ihnen auch ein kleines Geschenk mitbringen. Es ist im Grunde gar nichts, aber es soll auch nur ein Zeichen meines Dankes sein. Hier im Korbe stecken zwei Hühner aus meinem Hofe und Birnen aus meinem Garten, Birnen, wie man zu Paris keine kauft. Nun müssen Sie mir aber versprechen, etwas davon zu kosten, nicht wahr?“ — Dupuytren drückte ihm freundlich die Hand. Er lud ihn zum Mittagessen ein, allein er lehnte es, wiewohl sehr ungerne ab. Seine Augenblicke waren gezählt; er mußte nach seinem Dorfe zurück.

Noch zwei Jahre sah Dupuytren den guten Pfarrer am 6. Mai im Saal St. Agnes erscheinen, wie sich versteht, mit Hühnern und Birnen. Der Doktor wurde bei seinem Anblick stets von einer eigenen Nüchternheit ergriffen. — Um jene Zeit war es, da Dupuytren die ersten Anfälle der Krankheit verspürte, der seine Kunst weichen mußte. Er reiste nach Italien und kam im März 1834 ohne wesentliche Verbesserung zurück. Was auch die andern Aerzte sagen mochten, Dupuytren fühlte sich dem Tode versallen. In dem Maße, wie er seiner Auflösung entgegen ging, wurde sein Charakter finsterner und

zurückhaltender. Vielleicht lastete in seinen letzten Augenblicken die moralische Einsamkeit, die er sich selbst geschaffen, schwer auf ihm. Eines Morgens rief er seinen Adoptivsohn und diktierte ihm folgenden Brief:

„An M... Pfarrer in \*\*\* bei Nemours (Somme.) Mein lieber Freund! Der Doktor hat den Pfarrer nöthig. Kommen Sie schnell; vielleicht kommen Sie zu spät. Dupuytren.“

Der Pfarrer kam alsbald. Er blieb lange mit Dupuytren eingeschlossen. Was sie gesprochen, ist ein Geheimniß geblieben; nur als der Pfarrer aus dem Zimmer des Sterbenden trat, sah man Thränen in seinen Augen und den Ausdruck milder Erhebung in seinen Zügen. Am andern Morgen ließ Dupuytren, der freigläubige Dupuytren, den Erzbischof von Paris zu sich bitten. Es war am 8. Februar 1835; wenige Stunden darauf war er nicht mehr. — Als die Studenten nach dem Gottesdienste den Sarg auf die Schultern nahmen und nach dem Kirchhof trugen, verlor sich ein alter Geistlicher weinend in dem großen Leichenzuge.

### Presß-Beitrag.

In G. U. Hartleben's Verlags-Handlung — welche durch eine lange Reihe von Jahren bereits so viel Verdienstliches für die Literatur überhaupt und in neuerer Zeit auch viel für die vaterländische leistete — erschien vor Kurzem ein Werk, welches beim gesammten ungarischen Lesepublikum Sensation erregen dürfte, da die ungarische Literatur kaum ein ähnliches aufzuweisen hat. Es sind dieses Ignaz v. Nagy's „Torzképek“ (Karrikaturen). Obwohl schon der Name des Verfassers uns jeder Empfehlung überhebt, so können wir dennoch nicht umhin, die Hauptvorzüge dieses Werkes: Originalität und naturgetreue Skizzirung der Charaktere, — lobend zu erwähnen, nicht minder die Freimüthigkeit, mit welcher der Verfasser die Mängel und Gebrechen unserer Stadt und unseres Landes auf eine höchst pikante und zugleich unterhaltende Weise rügt, und über verjährte Mißbräuche den Stab bricht. Am Interessantesten sind die „Umtriebe in der Thierwelt“ und unter diesen vorzüglich „die Abentheuer des Herrn von Fuchs“, worin so manche politische Wahrheiten, in das Gewand der Fabel gehüllt, enthalten sind. — So sehr auch dieses Werk der rühmendsten Erwähnung verdient, so gestattet dennoch weder der Raum noch die Tendenz dieser Blätter eine nähere Detaillirung der Aufsätze. (Neuere Ausstat-

tung gefällig, Papier schön, Druck deutlich. Preis beider Bände: 2 fl. 40 kr. Convent. Münze.) M. Falk.

\*\* G. Sand wird bald den zweiten Theil ihres „Compagnon du tour de France“ herausgeben, worin die kommunistischen Tendenzen in starker Färbung aufgetragen sein sollen. Wie es heißt, beabsichtigt die Regierung, die Verbreitung dieses Buches zu hindern, und will die kühne Dame mit einem Prozesse bedrohen. Dies wäre sehr interessant.

\*\* Ein Fräulein oder Frau? Thunelste Sternberg hat für 6 Gr. ein Schriftchen herausgegeben: „Die Kunst, die Männer zu erobern und zu fesseln.“ Bewährt sich diese Kunst, so ist allen Hagestolzen, so zu sagen, das Brod gebakten. Das Buch muß einen reisenden Absatz finden.

### Theater.

Wien. Das neue Drama: „Die unsichtbare Beschützerin“ (nach Alexander Dumas „Demoiselle de St. Cyr“ aus Börnstein's Fabrik übersetzt) hat im Burgtheater nicht angesprochen; die meisten Wiener Blätter sind darüber hergefallen und nannten A. Dumas geistlos, dumm u. c. Können Sie glauben, daß das Publikum vom Theatre-Français ein ganz geistloses, schlechtes Nachwerk sechzig Mal und noch immerfort ansehen könne, und daß Dumas so ganz ohne Talent wäre? Gewiß nicht. Woran liegt es aber? An der Verarbeitung. Man hat den vierten und fünften Akt in einen zusammengeschachtelt, das Ganze undeutlich, wirr und läppisch gemacht. Der Dialog ist ganz sinnlos wiedergegeben. So z. B. sagt Roger: „Der König hat die Ehe gebrochen“, während es im Originale heißt: „Der König hat die Ehe gelöst — für null und nichtig erklärt.“ Solche sinnlose Stellen finden sich noch zu Duzenden. Wenn nun diese deutschen Sünden französische Dichter tragen müssen, dann ist es freilich erklärlich, wenn man ihre Stücke herunter macht.

— Seit Kurzem hat sich zwischen den hiesigen zwei gelesenen Blättern ein „Vorliebestreit“ erhoben. Der „Humorist“ manifestirte seine „Vorliebe“ für Herrn Direktor Pokorny, und hierauf die „Theaterzeitung“ ihre für Herrn Direktor Carl. Das Publikum liest mit Vorliebe diesen Streit, macht aber auch seine Glossen darüber. Die beiden geschätzten Redaktionen sollten ihre geheimen Neigungen nicht so sehr veröffentlichen. In dessen ist der „Todtentanz“ ein mattes und schwaches Produkt, „Paris am Abend, Nacht

und Morgen“ um kein Haar besser. In beiden Stücken sind die Thaten die Hauptsache und erklären den Anspruch. F.

**Theaterwelt.** In Triest wird jetzt Mercadante's neueste Oper: „Il Reggente“ gegeben. Das Sujet ist eine fast wörtliche Uebersetzung von Auber's „Ballnacht“, nur daß man die Handlung von Schweden nach Schottland versezt etc. Die Musik erweckt wehmüthige Betrachtungen, wenn man Auber's herrliche Schöpfungen, voll Melodie, voll Romantik, voll malerischer Färbung gehört hat. Die ziemlich günstige Aufnahme ist meistens dem Verdienste der Sänger zuzuschreiben. Labolini, Bandini, Munnoz, Guasco und Varese sind darin beschäftigt.

\* In Florenz machen die „Lombardi“ mit dem Kleeblatt Frezzolini, Poggi und Colini fortwährend furore, während sie in Triest mit der Frezzolini, Guasco und Varese durchgefallen sind.

\* Die Sängerin Klara Novello in London hat dieser Tage den römischen Grafen Sigliucci geheirathet und wird fortan die Bühne nicht mehr betreten.

\* In Shakespeares Vaterland geht es seinen Werken jetzt schlimm: es will sie kein Theater mehr aufnehmen. In London sind sie aus Konventgarden verbannt, und nicht eines von allen Theatern, denen die Erlaubniß ertheilt ist, die Dramen des großen Dichters aufzuführen, mag ihnen seine Räume öffnen. So ist's überhaupt in England mit der alten Tragödie und mit der alten Komödie kaum besser.

\* Die deutschen Primadonnen machen jetzt in Italien mehr Glück als die italienischen in Deutschland“, bemerkte die „Abendzeitung“ bei Erwähnung der Ull. Francilla Piris, die in Vicenza bedeutenden Erfolgs sich erfreut.

\* Unsere Theater-Repertoire's sind so durch und durch französisch, daß bei den Anzeigen die Bezeichnung: „Nach dem Französischen“ dem Sezer schon zur Gewohnheit geworden ist. Davon zeigt eine Theater-Anzeige vom 18. November 1843 in Mainz, wo es heißt: „Das Leben ein Traum“, nach dem Französischen des Calderon de La Barca.

\* Die in Paris lebenden Engländer, deren Zahl gegenwärtig ungewöhnlich groß, wollen daselbst ein englisches Theater gründen; allein die Franzosen scheinen den Plan nicht

sehr zu befördern, und so ist das Gelingen desselben nicht zu hoffen.

### Mignon - Zeitung.

Paris. Viel Heiterkeit erregt jetzt in Paris eine neue Karrikatur, die sich an den bekannten „Chemin de la posterité“, und die „chargirte Darstellung aller Schauspieler von Paris“ würdig anschließt. Sie stellt die Helden der jetzigen Musik vor. Meyerbeer sitzt auf einem Felsen, auf den Partituren von „Robert“ und den „Hugenotten“ au ruhend, und den „Propheten“ und die „Afrikanerin“ im eisernen Käfig fest verschlossen haltend; Halevy nimmt reichliche Prisen aus Meyerbeer's reichgefüllter Musikkdose; Rossini sitzt in den Wolken, von einer Strahlenglorie seiner Werke umgeben, und läßt den Strom der Harmonie auf die Erde herabströmen; viele junge Kompositoren schöpfen mit ihren Hüten aus der Rossini'schen Fluth; Spontini, mit Orden bedekt, lorgnirt verdrießlich nach dem Maestro von Pesaro hinüber; Berlioz sitzt im staub- und Lorberbedekten Reisewagen, und schreibt musikalische Reiseerinnerungen; Auber, auf dem „Cheval de bronze“ reitend, im „schwarzen Domino“, träumt von einer neuen „Stimmen von Portici“; Adam ist ebenfalls als „Postillon“ zu Pferde, und Caraffa reitet das Wasser-Karaffa auf einem hölzernen Gaule; Thomas sitzt auf seiner „Doppelleiter“, und Donizetti überschüttet alle seine Nebenbuhler mit einem wahren Gufregen von Partituren.

**Etwas von Allem.** Der „Dover-Telegraph“ meldet die Erscheinung eines Wallfisches von mehr als 60 Fuß Länge in den Dünen, im Angesichte von Dover. Er machte Jagd auf seine Lieblingsnahrung die Häringe. Fischer wären durch die Berührung mit diesem Seeungeheuer beinahe ertrunken.

\*\* Am Mississippi, im Iowa = Distrikt, liegt eine Stadt, die „Bleiweiß“ heißt, an einem Nebenfluß des Mississippi, der „Fieber“ genannt wird. Ein eigenes Vergnügen, sich durch gegebene Namen stets an Giftiges und Krankheit zu erinnern! — selbst wenn, wie dem allerdings so ist, Erzeugniß und Lage jener Gegend dazu den Anlaß boten. — (Unsere gute Stadt Besh hat auch keinen glücklich gewählten Namen, besonders wenn Einige hartnäckig „P e s t“ und nicht „B e s t h“ schreiben.)